

Unterhaltungs-Blatt.

Erscheint wöchentlich einmal als unentgeltliche Beilage der „Ostdeutschen Presse“ und deren Separatabdrücken.



Verlag und Rotationsdruck der Gruenauerschen Buchdruckerei Otto Grunwald. Verantwortl. Redakteur H. Singer, Bromberg.

Bromberg, Donnerstag, den 10. Januar 1901.

(Nachdruck verboten.)

Schloß Favorite.

Roman von B. v. d. Landen.

(Fortsetzung.)

Die Kastellanin ging und Clemence von Fünfkirchen vollendete ihren Anzug; sie schlug die Gardinen zurück, daß der Sonnenglanz jede Ecke des behaglichen Raumes durchflutete und mit erwärmenden Strahlen die schlanke Mädchengestalt umschmeichelte, die vor dem Spiegel das dunkle, lockige Haar auf dem Scheitel zu einem zierlichen Knoten verschlang, den sie mit zwei schönen, antik geformten Goldnadeln befestigte. Dem Koffer entnahm sie dann ein feines, dunkles Wollenkleid, das sich weich um die geschmeidigen Glieder schmiegte, ein kurzes, enganschließendes Säckchen, einen kleinen Filzhut und Handschuhe.

„Die gute Großmama, wie sie an alles gedacht hat,“ sagte sie leise vor sich hin, warf noch einen flüchtigen Blick in den Spiegel, nahm Sack und Hütchen in die Hand und schickte sich an, hinunterzugehen. Das Rollen eines Wagens ließ sie noch einmal an das Fenster treten, und sie gewahrte die beiden großen Braunen mit der Halbkalesche aus Domniz, der alte Friedrich saß steif und gravitätisch auf dem Vock, und im Fond lehnte der Großvater. Er kam sie abzuholen. Ob er böse sein würde? Ungewiß darüber zuckte sie leicht mit den Achseln und eilte dann ohne weitere Zögerung hinab. Sie langte unten in der Vorhalle an, als eben der Großvater, gefolgt von einem anderen Herrn — dies mußte der Graf sein — dieselbe betrat; beide waren so im Austausch gegenseitiger Begrüßungsartigkeiten verwickelt, daß sie ihrer erst ansichtig wurden, als sie einen Schritt vorwärts that.

Der alte Rittmeister streckte ihr lachend die Hand entgegen, der Graf trat mit respektvoller Verbeugung neben ihn.

„Na, Mädel, Poh Wetter, das nenne ich ein Abenteuer!“ rief Herr von Fünfkirchen, Clemence an sich ziehend, „hast uns tüchtig Angst und hier dem lebenswürdigem Nachbar viel Unruhe gebracht. Graf Wolfenstein — meine Enkelin,“ fügte er dann, beide einander vorstellend, hinzu.

„Ich hoffe, Fräulein von Fünfkirchen, daß Sie nichts von der Unruhe verspürten, die Sie angeblich hier verursacht haben sollen,“ sagte Wolfenstein artig, „sondern recht gut und ungestört unter meinem Dache ruhten.“

„Vorzüglich, Herr Graf, trotzdem fürchte ich — —“

„Fürchten Sie nichts, mein gnädigstes Fräulein,“ unterbrach er sie, ihr den Arm bietend, „und gestatten Sie mir, Sie in das Frühstückszimmer zu führen. Onkel Rittmeister, wenn ich bitten darf.“

Er schritt mit Clemence voraus in den geräumigen Speisesaal, der in lichten Farben decorirt und gemalt, von der hellen Aprilsonne

durchleuchtet, in seiner kostbaren Ausstattung einen überraschend schönen Anblick bot; der ovale Tisch in der Mitte, die vergoldeten, mit blauer, geblümter Seide bekleideten Stühle, das silberne Kaffeefervice, die feinen, durchsichtigen Sevrestaffen mit den goldenen Böffelchen, der Diener, in kirschrother, gestickter Livree mit Kniehosen, Schuhen und weißen Strümpfen, alles das machte auf Clemence wieder den Eindruck, als sei sie in eine ihr fremde Welt, als sei sie aus der Gegenwart in eine längst vergangene Zeit versetzt.

Ein Wink des Grafen entließ den Diener.

„Es plaudert sich entschieden besser ohne solch unbetheiligten Vierten,“ bemerkte er, „und wenn Sie, mein gnädigstes Fräulein, sich der Mühe unterziehen möchten, aus jener Kanne dort uns die Tassen zu füllen, so würden Sie mich zu besonderem Dank verpflichten.“

Clemence erröthete, waltete aber mit ruhiger Sicherheit des ihr angetragenen Amtes; sie fühlte, daß, trotzdem ihn der Großvater in ein Gespräch verwickelte, des Grafen Augen auf ihr ruhten, und als sie einmal flüchtig zu ihm hinüber sah, begegnete sie einem so seltsam forschenden Blick, daß sie befangen wurde; Wolfenstein wandte sich rasch mit irgend einer Frage an den Rittmeister.

Clemence betheiligte sich nicht mehr an der Unterhaltung, als die Artigkeit erforderte, der Rittmeister trug fast allein die Kosten derselben. Nach eingenommenem Kaffee schlug er einen Rundgang durch den Garten vor. Dieser, der ganzen Anlage und dem Bau des Jagdschloßchens entsprechend, war eine Miniaturnachahmung der Gärten von Trianon und Versailles; dichte Tagushecken begrenzten die Wege, aus denen hie und da weiße Götterbilder hervorlugten, überall lauschig versteckte Plätze, Springbrunnen, in deren weiten, jetzt leeren Becken sich die steinernen Wassergötter von der Aprilsonne bescheinen ließen. Clemence äußerte rückhaltlos ihre Bewunderung. „Im Sommer spielen alle Wasserkünste fast täglich,“ bemerkte der Graf, „die Speisung derselben ist so leicht durch den großen Lindensbrückener See zu bewirken, daß z. B. der schönste Springbrunnen des Gartens immer mit Wasser versehen ist.“

„Von diesem Gange aus gelangt man zu der sogenannten Neptungrotte. Vielleicht interessiert es Sie, gnädigstes Fräulein, dieselbe in Augenschein zu nehmen.“

„Ich erinnere mich jener Grotte noch sehr gut,“ lächelte Clemence, „obgleich fast zwölf Jahre vergangen, wo ich sie zuerst gesehen.“

„Also doch! Ich habe mich nicht getäuscht!“ rief Wolfenstein lebhaft. „Ich wurde meiner Sache nicht gewiß; die Züge an und für sich in Einzelheiten erinnerten mich wohl an das von Fröhlichkeit strahlende Gesicht eines kleinen Mädchens, das immer von allem, was es sah, eine Geschichte hören wollte. Im übrigen aber ist aus dem kleinen Mädchen eine zu stattliche junge Dame geworden, als daß ich ohne weiteres meiner Vermuthung Worte leihen wollte.“

Clemence lachte. „Sie irren nicht, Graf Wolfenstein, ich war jenes kleine Mädchen und bei den Großeltern zum Besuch; wir fuhren nach Vindobruna und machten von da einen Spaziergang hierher. O, ich weiß ganz genau, ich war ein neugieriges kleines Ding und Sie ein so unermüdlicher Erzähler von allerhand Wunder- sagen. Sie waren von Heidelberg gekommen und Ihres Vaters Geburtstag zu Ehren in vollem Wicks.“

„Wie genau Sie das behalten haben, Fräulein von Fünfkirchen.“ Ein eigenartiges, halb freudiges, halb wehmüthiges Lächeln zuckte um seinen Mund. „Ja, das ist lange her, das waren noch jene schönen, frühlichen Zeiten, in denen das Leben vor uns liegt wie solch ein sonnerdurchleuchteter Frühlingmorgen. Jeder Tag, meint man, müsse neue Blüten bringen, und sieht man die Blüten erst, nun, da ist ja kein Zweifel, daß man auch die Frucht ernten wird. Schöne, thörichte Jugendträume, aus denen uns das Leben meist bald genug aufweckt.“

Clemence wußte nicht recht, was sie darauf antworten sollte. dergleichen schwermüthige Reminiscenzen lagen ihrem lebenslustigen, übermüthigen Sinn zu fern.

„Herrlich — großartig! lieber Wolf,“ rief der Rittmeister. „dieser alte Wassergott mit seiner lustigen Gesellschaft macht doch immer wieder einen ganz famosen Eindruck, selbst jetzt, wo noch nicht einmal alles grün um ihn herum ist.“

Eine kurze Wendung um eine der Taxushecken zeigte ihnen die Grotte, deren Hintergrund künstlich aufgetürmte Felssteine bildeten; starke Stämme wilden Epheus klammerten sich daran, dessen üppige Ranken das altersgraue Gestein umschlangen. In der Mitte des halbrunden Raumes befand sich ein großes Sandsteinbassin; von Nymphen und Tritonen umgeben, ragte die mächtige Gestalt des Poseidon empor; in nervigem Arm hielt er ein großes Muschelhorn, aus dem ein hoher, kräftiger Wasserstrahl in die blaue Luft emporstieg, um dann, in seine Atome zerstäubend, wieder hinabzufallen in das bis zum Rande mit kristallklarem Naß gefüllte Becken. Rechts und links, in den zu kleinen Nischen ausgeschnittenen Felsen befanden sich niedrige Sandsteinbänke, verschwiegene Plätzchen, wo gewiß einst manch heimliches Liebeswort geflüstert wurde.

Was mochten es doch für Erinnerungen sein, die den Grafen plötzlich überkamen? Er wandte sich mit einer gewissen Hast zum Weitergehen und wehrte den Vorschlag des Rittmeisters, hier ein Weilchen zu ruhen, mit dem Bemerkten ab, daß es zu kalt und zu feucht dazu sei. Auf dem Wege nach dem Schloß war er einsilbiger als bisher, er beantwortete die Fragen seiner Gäste zwar mit liebenswürdiger Verbindlichkeit, aber er fing kein Gespräch an, wenn die Unterhaltung ins Stocken gerieth. — Der Wagen wurde gemeldet.

„Sie bleiben noch einige Zeit in Vonnitz, Fräulein von Fünfkirchen?“ fragte Wolfenstein.

„Ja, bis zur Ankunft der Prinzessin Katharina in Steinhorst.“

„Richtig, das habe ich ganz vergessen, Dir zu sagen, lieber Wolf, die lustige Prinzessin kommt nach Steinhorst; da wird auch für Dich einige Zeit der Unruhe anfangen, denn als Senior Deines Hauses darfst Du nicht den Lebensmüden weiter spielen.“

„Ich spiele ihn auch nicht, Onkel, ich bin es in des Wortes vollster Bedeutung.“

Fünfkirchen runzelte die Stirn, hielt aber eine unmüthige Antwort, die ihm auf der Zunge schwebte, zurück und verabschiedete sich mit Händeschütteln und Dank.

„Ich hoffe und wünsche, gnädiges Fräulein, daß Sie keine üblen Folgen von Ihrer gestrigen Wanderung haben werden,“ sagte Wolfenstein zu Clemence.

„Ach was, üble Folgen, ein tüchtiger Landregen ist für Feld und Menschen gut,“ legte der alte Herr ein.

„Fort, Friedrich!“

Noch ein gegenseitiges Grüßen hinüber und herüber, Frau Wendleins knigende Gestalt im Hintergrunde, die Pferde zogen an

und in raschem Trabe rollte der Wagen in den Wald hinein. Wolfenstein stand auf der Schwelle, und sah immer noch nach, als Frau Wendlein, Ephraim und der Kammerdiener schon längst hineingegangen waren. Tief aufseufzend kehrte er dann in den Speisesaal zurück; ein Gefühl unendlicher Vereinsamung überkam ihn, wie er seit langer Zeit nicht empfunden; er warf sich auf den Stuhl, den Clemence innegehabt und blickte in den Frühlingssonnenschein hinaus. Wie froh, wie unaussprechlich selig war er einst gewesen; wie beneidete er in diesem Augenblick all die Menschen, die ein Glück noch ihr eigen nannten, die noch eins erhoffen durften, wie er es besessen und nun für immer verloren hatte. Einen „Lebensmüden“ hatte ihn der alte Rittmeister genannt; wie sehr hatte er das Richtige damit getroffen. Ja, er war des Lebens müde, ganz und für alle Zeit. Seine Blicke irrten über den Mosaikfußboden; ein kleines, weißes Tuch lag neben dem Stuhl, auf dem er saß; er bückte sich, es aufzuheben, ein Taschentuch von feinem Battist, das in der einen Ecke den verschlungenen Namenszug C. F. mit der Krone darüber zeigte. Spielend ließ er es durch die Finger gleiten und unwillkürlich lenkte er seine Gedanken auf die Besitzerin zurück. Sie war ein schlankes, großes Mädchen geworden, die kleine Clemence von damals, und was sie für ein gutes Gedächtniß besaß, wie genau sich ihr alles eingepägt hatte, selbst der Umstand, daß er in „großem Wicks“ gewesen, weil seines Vaters Geburtstag war. Plötzlich sprang er auf, schellte dem Diener, befohl, sein Pferd fassen zu lassen, und ging dann in sein Zimmer hinüber; aber auch hier kam es ihm heute öde, fast frostig leer vor, und ein ganz besonders mächtiges Verlangen zog ihn hinaus in Feld und Wald; er schwang sich auf den herrlichen Renner, der, ungeduldig wieder und im Gebiß schäumend, von dem Stallknecht geführt, vor der Thür auf und ab tänzelte, und sprengte, von Fongo gefolgt, in wildem Galopp den Waldweg entlang, den vor ungefähr einer Stunde die wohlgenährten Vonnitzer Braunen getrabt waren. An einer Stelle, wo man das Schloßchen liegen sah, wandte er noch einmal den Kopf. — Ein Fenster im rechten Eckhärmchen war geöffnet und der frische Morgenwind spielte mit den seidnen Vorhängen; seit acht Jahren hatte Schloß Favorite zum ersten male wieder einen Gast unter seinem Dache beherbergt. — — —

Auf der Heimfahrt, nachdem das zauberhafte Schloßchen und sein schwermüthiger Besitzer ihren Blicken entschwunden, gelang es Clemence, den Bann abzustreifen, der sie so lange umfassen gehalten. Lachend schlang sie den Arm um des Rittmeisters Nacken und blinzelte ihn aus den dunkelgrauen, von langen, schwarzen Wimpern beschatteten Augen schelmisch an.

„Gelt Väterchen, — bist böse?“

„Ne, ne — nun laß nur! Aber Du bist doch wirklich ein ganz tolles Mädchen und Dein Uebermüth wäre Dir bald selbst theuer zu stehen gekommen. Bei solchem Wetter auf und davon zu laufen — in die Welt hinein — auf fremdes Gebiet — um nichts und wieder nichts!“

Er versuchte, ihre Arme zu lösen und ein finsternes Gesicht zu machen, beides gelang ihm nur schlecht.

„Laß mich los! Die Großmutter wird Dir schon eine Predigt halten.“

„Großväterchen!“ — sie schmiegte sich an ihn — „kleines, liebes, gar nicht böses Großväterchen!“

„Clemence laß mich jetzt und denke lieber darüber nach, wie Du mit der Großmutter fertig wirst. So — nun sei vernünftig, Kind!“ Er beugte sich herab und küßte sie auf die Wange. Das junge Mädchen lehnte sich in die Wagenecke zurück, und, leise ein Liedchen vor sich hinstummend, schaute sie in die freundliche Landschaft hinaus; die zu erwartenden Ermahnungen der Großmutter schienen ihr keine Sorgen zu machen.

Jetzt fuhren sie in den Vonnitzer Gutshof ein. Das Herrenhaus war ein lang gestrecktes Gebäude mit hohem Parterre und

einem Stock. Eine breite, steinerne Treppe führte zu der schweren Eichenhausthür hinauf, über der sich, in Stein gehauen, das Wappen derer von Fünfkirchen befand.

Rechts und links vom Hause dehnten sich zwei stattliche Reihen alter Kastanien, welche die massiven Wirthschaftsgebäude und Stallungen ziemlich verbargen und in der Mitte des Gutshofes befand sich ein gut gepflegter Rasenplatz, mit einer Auswahl schönster hochstämmiger Rosen umgeben, die jetzt freilich noch in ihren Strohüllen einen weniger anmuthigen Anblick boten. Ueberall aber herrschte, das sah man auf den ersten Blick, Ordnung und Tüchtigkeit, und Haus und Hof machten den Eindruck fest gegründeter Behaglichkeit und Wohlhabenheit. Als der Wagen hielt, hüpfte Clemence, ohne die Hülfe des Dieners in Anspruch zu nehmen, hinaus und flog die Stufen hinan, mit ausgebreiteten Armen auf eine kleine, zierliche Frauengestalt zu, aus deren feinem Gesicht die großen dunklen Augen ernst, fast strafend dem jungen Mädchen entgegenblickten; die abwehrend aufgehobenen Hände hinderten dieses aber nicht, das zarte Weibchen zu umfassen und immer wieder die weichen Lippen zu küssen, ehe dieses noch ein Wort des Tadelns sprechen konnte.

„Großmütterchen! Herzensgroßmütterchen! Da bin ich ja wieder, heil und gesund, und Du bist nun auch nicht mehr in Sorge, bist nicht mehr böse. Ich konnte doch nichts dafür, daß solch ein Unnetter hereinbrach, nicht wahr?“

„Aber ich habe Dir schon so oft gesagt, Du sollst nicht so weit allein gehen, Clemence, ich habe Dir schon —“

„Der Großvater hat mich ja zur Genüge ermahnt, Großmama, bitte, sei doch nun gut.“

„Der Großvater?“ Frau von Fünfkirchen blickte mit etwas ungläubigem Lächeln auf ihren Gatten, der jetzt auch oben angelangt war.

„Ja, ja, Fides, ich habe ihr gehörig meine Meinung gesagt, laß jetzt nur sein, es war ein unglücklicher Zufall mit dem Wetter, mein' ich. Nun kommt aber ins Haus, denn ich will mich umziehen und dann gleich hinausreiten, nach der Aussaat zu sehen.“

Frau Fides schüttelte, nur halb überzeugt, den Kopf und folgte ihrem Gatten in das zu ebener Erde gelegene Wohnzimmer, während Clemence leichtfüßig die breite, vom Alter geschwärzte Eichtreppe hinaufhüpfte, die in das obere Stockwerk mit den vielen Kammern und Fremdenzimmern führte. Im Giebel, nach dem Garten hinaus, befand sich ihr Wohngemach und daneben das kleine Schlafkabinett. Als sie in ihr Stübchen trat, blieb sie einen Moment auf der Schwelle stehen und sah sich um wie jemand, der sich erst wieder in die Alltäglichkeit des menschlichen Lebens hineinfinden muß. Sie schüttelte den Kopf: der Unterschied war zu groß, und wie ein Traumbild erschien ihr jetzt das kleine Jagdschloß mit seiner üppigen, verschwenderischen Ausstattung, mit all seinem fast fürstlichen Glanz. Sie lachte leise vor sich hin, warf Mantel und Hut achtlos auf den nächsten Stuhl und setzte sich auf das mit grünem Wollendamast bezogene, hart gepolsterte Sopha, betrachtete fast mitleidig die beiden Lehnstühle, die rechts und links von dem ovalen Sophatisch auf dem buntgeblühten Teppich standen, den kleinen Mahagoni-Schreibtisch an dem einen, die kleine Nähkommode an dem anderen Fenster, den Spiegel an dem Mittelpfeiler mit dem Konsoltisch darunter und die übrigen alten, gediegenen, aber so einfach schlichten Möbel; dann sprang sie wieder auf, öffnete das Fenster und verglich dabei die duftigen Mullvorhänge, mit denen der Wind so leichtes Spiel hatte, mit den schweren Seidengardinen im Thurmzimmer von Favorite die sich im Luftzug nur mit leisem Rauschen, fast majestätisch hin und her bewegten.

Sie verstand sich selbst nicht recht; die Pracht allein, die in Favorite herrschte, konnte es nicht sein, was einen so nachhaltigen, eigenartigen Eindruck auf sie gemacht, bewegte sie sich doch seit Jahren in Fürstenschlössern, kannte sie doch Brunnfälle und kostbar ausgestattete Gemächer genug. Der Zauber des Geheimnißvollen war es,

was seinen Nimbus um das Jagdschloßchen wob; sprach man am Hofe doch von Favorite und seinem Bewohner wie von einem Märchen, und hielt man es doch beinahe für eine Unmöglichkeit, daß jemals wieder ein fremder Frauensfuß über die Schwelle in dies von aller Außenwelt fast gänzlich abgeschlossene Heiligthum dringen würde. Ein stolzes, übermüthiges Lächeln zuckte um den kleinen Mund des Mädchens, dann ließ es sich vor dem Schreibtisch nieder, legte einen Briefbogen zurecht, ergriff die Feder und schrieb:

„Meine geliebte, gnädigste Frau Prinzessin!

Wenn Ew. Hoheit diese Zeilen empfangen werden, sind fast mehr als vierundzwanzig Stunden vergangen, seit ich nicht nur mein Wort eingelöst, sondern auch meine Wette glänzend gewonnen habe; ich komme direkt aus dem Schloß des „Lebensmüden“, aus dem geheimnißvollen Zuskulum des Grafen Wolfenstein, und mehr noch, ich habe in einem jener mit wahrhaft verschwenderischem Luxus ausgestatteten Thurmzimmerchen gewohnt, unter den seidenen Decken und dem seidenen Himmel eines alterthümlichen, echt französischen Bettes geschlafen und heute Morgen mit dem „Lebensmüden“ und dem guten, alten Großvater in demselben Speisesaal Kaffee getrunken, in dem einst vor 150 Jahren Ew. Hoheit und meine Vorfahren zu fröhlicher Tafelrunde versammelt waren. Ich sehe im Geist lebhaft Ew. Hoheit erstauntes Antlitz und des Grafen Steuben ungläubiges Lächeln, und doch ist das, was ich die Ehre habe, hier für meine allergnädigste Prinzessin niederzuschreiben, die lauterste Wahrheit, wie Ew. Hoheit bei Dero Anwesenheit in Steinhorst von meinem Großväterchen und meinem über ihre Enkelin höchst indignirten Großmütterchen erfahren werden. Unserem Uebereinkommen gemäß werde ich das „wie“ der Ausführung Ew. Hoheit nur persönlich anvertrauen und bleibe mit Handfuß meiner geliebten und gnädigen Prinzessin stets

treu ergebene, gehorsame

Clemence

Sonnitz, den 26. April 18 . . .“

Sie las den Brief noch einmal, aber das triumphirende Lächeln verschwand von den Lippen, als sie bis zu der Bezeichnung „der Lebensmüde“ gekommen; sie sah plötzlich das ernste, männlich schöne Antlitz des Grafen vor sich, und es war ihr, als ruhten seine Augen wieder mit jenem forschenden, fragenden Blick auf ihren Zügen, der ihre übermüthige Laune in Fesseln geschlagen und sie in seiner Gegenwart ernst und besangen erscheinen ließ; ihrem jugendlich fühlenden, noch von keinem außergewöhnlichen, tief in ihr Inneres eingreifenden Leid betroffenen Herzen war dieser unverthigbare Schmerz um die verstorbene Frau so unglaublich, so fremd, daß ihr jedes Verständniß dafür fehlte; die Menschen, mit denen sie davon gesprochen, hatten diese Trauer als etwas beinahe Unnatürliches, Ueberspanntes hingestellt und über den Einsamen und seine „Grillensängerei“ lächelnd und mitleidig die Achseln gezuckt. Und sie? Nun, sie hatte dasselbe gethan, ja sie war noch einen Schritt weiter gegangen als alle übrigen. An einem Theeabend bei der Prinzessin Katharina war's gewesen, wo man erzählt, seit dem Tode der Gräfin Abiome habe kein weiblicher Fuß wieder die Schwelle von Favorite überschritten, und Graf Wolfgang habe einen Schwur gethan, daß es mit seiner Bewilligung auch nie wieder geschehen werde. „Nun, so soll es ohne seine Bewilligung geschehen,“ hatte sie selbst lachend gerufen und darauf Graf Steuben die Wette proponirt; die Gelegenheit zur Ausführung hatte sich nun rascher geboten, als sie damals geahnt; aber in diesem Moment freute sie sich kaum noch, daß sie dieselbe gewonnen; zögernd, wie wenn man etwas nicht gern thut, koubertirte und adressirte sie den Brief an ihre hohe Gönnerin und trug ihn dann gleich hinab, da der Reiknecht in kurzem zur Post ritt; es war fast, als ob sie sich unbehaglich fühlte, so lange sie das große, viereckige Koubert noch auf ihrem Schreibtische erblickte.

2. Kapitel.

Das Rittergut Lomniß grenzte mit dem Hauptgut der Grafenschaft Wolfenstein-Lindenbrück, und von alters her hatte beide Familien ein inniger, freundschaftlicher Verkehr verbunden. So kam es auch, daß Graf Wolfgang hin und wieder zu einem kurzen, oder manchmal auch zu einem längeren Besuch vorsprach. Waren doch sein Vater und der Rittmeister langjährige Freunde gewesen; hatte er doch selbst in ihm einen treuen, aufrichtigen Berather gefunden, wenngleich der alte, noch lebensfrische Herr kein rechtes Verständniß für seine sich immer gleich bleibende Schwermuth und sein Sichzurückziehen von der Welt hatte, fand er doch noch Freude daran, trotz seiner 60 Jahre und mancher schmerzlichen Erfahrung.

Seiner glücklichen Ehe mit der kleinen Frau Fides waren zwei Kinder entsprossen, ein Sohn, der sich ganz normal entwickelte, jetzt verheiratet und Rittmeister war, und eine Tochter, Johanna, Clemences Mutter, die, von thörichter Jugendliebe geblendet, ihrem ebenso schönen als leichtsinnigen und verschwenderischen Vetter die Hand am Altar reichte. Mehr als einmal bezahlte sie von ihrem Vermögen, das ihr der Vater, in seinem Verdruß über diese Heirat und um womöglich jeden Verkehr abzubreaken, ausgezahlt hatte, die bedeutenden Spielschulden ihres Gatten, bis bei ihrem Tode nichts mehr davon vorhanden war. Gram und Sorge hatten ihre ohnehin zarte Gesundheit rasch untergraben, am härtesten wurde sie aber durch die Erkenntniß getroffen, daß ihr Gatte trotz aller von ihr gebrachten Opfer mit Untreue lohnte und in den Zauberbanden einer schönen fürstlichen Frau gefangen war, deren Liebe dem leichtsinnigen Manne Hunderte über Hunderte opferte, um ihn den immer neu erwachsenden Verlegenheiten zu entreißen. Ein hitziges Fieber warf die tief gekränkte Gattin aus Krankenbett, und als der alte Rittmeister und sein Weib, durch ein Telegramm berufen, in der Residenz eintrafen, konnten sie dem noch immer heißgeliebten Kinde nur noch das Versprechen geben, ihrem Gatten nicht zu zürnen und ihr Töchterchen nicht zu verlassen. Bald darauf befreite sie ein sanfter Tod von allem irdischen Leid.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

In den Ruinen.

Von Reinhold Ortmann.

Langsam und wegemüde schreitet ein einsamer Wanderer die Hauptstraße des sonntäglich stillen Marktfleckens herauf. Er ist hoch gewachsen und kaum mehr als dreißig Jahre alt. Aber die sekhafte Gelehrtenarbeit hat ihn der körperlichen Strapazen entwöhnt, und die zwei tüchtigen Marschstunden von der Bahnstation, die ihm ehedem ein leichtes gewesen wären, haben ihn gründlich ermattet. Vor dem Gasthof zur Krone läßt er sich an einem der einladend aufgestellten Tischchen nieder und trocknet die feuchte Stirn. Rasch ist der freundliche Wirth zur Stelle, und bald schäumt vor dem Durstigen der kühle Labetrunk im wohlgefüllten Glase. Ein Fremder ist hier keine alltägliche Erscheinung. Und der Kronenwirth, der ein wenig neugierig ist, macht sich darum noch eine Weile in seiner Nähe zu schaffen. Wie er's nicht anders erwartet hat, wendet sich ihm denn auch nach kurzem der Blondbärtige zu:

„Es sollen hier noch einige Ueberbleibsel des alten Cistercienserklosters vorhanden sein, dem der Ort seine Entstehung verdankt. Können Sie mir die Stelle bezeichnen, wo ich sie finde?“

„Gewiß! aber es lohnt nicht, sie anzusehen. Denn es sind nur ein paar Mauertrümmer und ein alter Thurm.“

Der Fremde lächelte ein wenig. Wie sollte der brave Mann beurtheilen können, was ihn, den Archäologen, an den Resten eines mittelalterlichen Bauwerks interessirt.

„Nun, ich möchte doch hingehen,“ sagte er freundlich. „Wollen Sie mir den Weg beschreiben?“

„Der ist leicht zu finden. Denn die Ruinen liegen mitten im Schloßpark. Wenn Sie da drüben über den Gutshof gehen und dann durch das Herrenhaus, sehen Sie am Ende der langen Linden-Allee den Thurm schon vor sich. Er heißt von alters her der Hungers-thurm, weil darin die Mönche gefangen gehalten wurden, die sich gegen die Klostersetze vergingen.“

„Was doch die geschäftige Volkspheantasie aus einem einfachen Wachtthurm zu machen weiß,“ denkt der Blondbärtige. Aber er ist gutmüthig genug, dem Kronenwirth seine romantische Vorstellung nicht zu rauben. Und nachdem er noch erfahren hat, daß die Erlaubniß zum Betreten des Parkes beim gräßlichen Gutsinspektor eingeholt werden muß, macht er sich auf den Weg.

Die Visitenkarte, die ihn als den Dr. Ewald Harzenbusch ausweist, entschließt ihm ohne viele Weitläufigkeiten Thor und Thür. Man hält es für überflüssig, ihm einen Begleiter mitzugeben, und am Ende der langen Linden-Allee, die eben in ihrem reichsten Blüten Schmuck prangt, winkt ihm das altersgraue Gemäuer entgegen. Die lichtgrüne Frühlingsherrlichkeit eines prächtigen, wenn auch etwas verwahrlosten Parkes nimmt ihn auf, und die linde, von einem feinen, süßen Duft gesättigte Morgenluft säthelt ihm schmeichelnd die heiße Stirn.

Nun hat er die Kloster ruine erreicht, den plumpen, aus mächtigen Quadern gefügten Thurm, der nur etwa bis zur halben Höhe erhalten geblieben ist, und in einiger Entfernung von dieser trutzigen Warte die spärlichen Mauerreste eines Bauwerks, über dessen Bestimmung er sich nicht sogleich klar werden kann. Vielleicht war es dereinst ein kapellenartiger Anbau der bis auf den letzten Stein vom Erdboden verschwundenen Klosterkirche. Das spitzbogige Eingangsthor und die Form der Fensteröffnungen lassen darauf schließen. Sonst aber ist nichts mehr vorhanden, das die Vermuthung des Doktors bestätigen könnte. Hier und da zwischen dem wuchernden Gras und dem rankenden Gesträuch am Boden ein paar Mauertrümmer, und statt der Schwelle eine uralte Grabplatte, von deren eingemeißelter Inschrift sich nichts mehr zusammen bringen läßt als das ebenfalls schon halb verwischte: *Requiescat in pace!* — Das ist eine spärliche Ausbeute, spärlicher noch, als er's nach der geringschätzigen Aeußerung des Kronenwirths erwartet hat. Und fast gereut den Doktor der weite Weg, den er um dieser fargen Entdeckung willen gemacht. Schwer fühlt er die Ermüdung in Haupt und Gliedern. Und die tiefe Stille um ihn her ladet fast unwiderstehlich zur kurzen Rast. So streckt er sich denn wirklich in dem kleinen, von den verwitternden Mauertrümmern umfriedeten Raume auf den weichen Rasen hin und bettet seinen Kopf auf den Stein mit der verwischten Grabchrift des vielleicht schon vor vierhundert Jahren zum ewigen Frieden eingegangenen Mönches. Ueber ihm lacht der wolkenlose blaue Himmel, und die jung belaubten Zweige einer Buche, die ihren Wipfel über die verfallene Mauer streckt, wiegen sich leise hin und her. Hundertstimmig zwitschern und jubiliren die kleinen Vögel in den Nesten. Sonst aber regt sich nichts in weitem Umkreis und es ist etwas wohlthätig Einschläferndes in dieser feierlichen Stille.

Ein paar Minuten noch kämpft der Doktor gegen die angenehme Mattigkeit, die seine Augen schließen und seine Glieder lösen will, dann aber ist jeder weitere Widerstand vergeblich und er gleitet sacht hinüber ins bunte Zauberland der Träume.

Ein Zauberland — fürwahr, denn es sind gar wunderliche Dinge, die er darin erlebt. Auch im Traume noch liegt er zwischen den Ruinen unter den leise bewegten Zweigen der zartgrünen Buche. Aber er ist nicht mehr allein. Eine in lichte Farben gekleidete, schlanke Mädchengestalt, das Gesicht von einem breitrandigen Strohhut beschattet, schwebt langsam auf ihn zu. Er kennt dies seine etwas schmale Gesichtchen sehr gut. Denn wenn auch sechs volle Jahre vergangen sind, seitdem er's zum letzten mal lebhaftig vor sich gesehen, so ist's ihm doch inzwischen schon gar manchmal wie heute in seinen Träumen erschienen. Und er ist jedesmal mit einem

dumpfen Wehgefühl im Herzen aus dem Schlummer emporgeföhren, wenn es geschah. Denn er hat das sanfte, anmuthige Antlitz geliebt, wie er nie mehr ein anderes lieben wird. Und er kann sich seiner nicht erinnern, ohne in tiefster Seele etwas wie den nagenden Schmerz der Reue zu fühlen — der Reue darüber, daß er dereinst nicht muthiger zu kämpfen gewagt hat um sein Glück.

Ihr Vater war der Vorgänger des seinigen gewesen in der wenig einträglichem ländlichen Pfarrstelle und sie wohnte mit ihrer Mutter in dem kleinen Predigerwittwen-Hause, dessen Garten nur durch eine niedrige Hecke von dem des Pfarrhauses geschieden war. Da hatten sie allezeit gute Nachbarschaft gehalten, und aus dem Verhältniß des ritterlichen Beschützers, in dem Ewald anfänglich zu der um fünf Jahre jüngeren Margarete gestanden, war nach und nach, wenn er als Jüngling aus den Gymnasial- oder den Universitäts-Ferien nach Hause kam, ein anderes innigeres Verhältniß geworden, dem sie selber damals freilich noch keinen Namen zu geben wußten und von dem sich keines von ihnen einzugestehen wagte, daß es keimende Liebe war.

Dessen waren sie erst an einem sonnigen Frühlingmorgen inne geworden, an dem sich alles gegen sie verschworen zu haben schien: Die jubelnden Lerchen hoch oben in den Lüften, die duftenden Lindenblüten über ihren Häuptern, die blauen Weilchen und selbst die frommen, ehrwürdigen Glocken des alten Dorfkirchleins, die doch eigentlich zu viel ernsthafteren Dingen bestimmt waren, als dazu, die Seligkeit einer jungen Liebe einzuläuten. An einem Venzsontag war's gewesen wie heute. Und der dreiundzwanzigjährige Jüngling, der hart vor seinem letzten Examen stand, war aus der Universitätsstadt herüber gekommen, seinen erkrankten Vater zu besuchen. An der niedrigen Gartenhecke war er mit Margarete zusammengetroffen, die von ihrem Morgen Spaziergang heimkehrte und einen Strauß frischer Weilchen am Busen trug. Er erinnert sich heute kaum noch, was sie mit einander gesprochen; er weiß nur, daß er sie zuletzt um ein paar von ihren Weilchen gebeten und daß sie ihm den ganzen Strauß geschenkt hatte, mit einem Erröthen, das sie noch tausendmal lieblicher machte und mit einem Lächeln, das ihn über alle Maßen beglückte. Und er weiß, daß er über die Hecke hinweg seinen Arm um ihre schlanke Gestalt geschlungen — daß ihre Lippen sich im ersten Kuß gefunden — daß sie eng aneinander geschmiegt in weltentrückter Seligkeit dem Klang der Glocken gelauscht hatten, wie wenn es die Jubelbotschaft ihres jungen Glücks wäre, die der eiserne Mund hinausrufe über die blühenden Venzgefilde.

Aber die Glocken waren verklungen und der Traum, den sie während jener wenigen, unvergeßlichen Augenblicke geträumt, er war unter dem erbarmungslosen Hauch einer rauhen Wirklichkeit nur zu bald in nichts zerstoßen. Am nämlichen Tage noch war unerwartet eine verhängnißvolle Verschlimmerung im Befinden des kranken Pastor Farzenbusch eingetreten und ehe noch der Frühling zur Rüste ging, war er zum Schmerz seiner trauernden Gemeinde hinüber geschlummert in ein besseres Leben. Ewald war natürlich nicht mehr von dem Krankenlager gewichen; aber er hatte Margarete, die inzwischen eine längst beschlossene Reise angetreten, nicht wiedergesehen — damals so wenig wie später. Denn er war in die Universitätsstadt zurückgekehrt und die Mutter mit den beiden halb erwachsenen Schwestern war ihm bald gefolgt. Die Liebesgedanken aber, die süßen Hoffnungen und die hochfliegenden Träume hatte er nach hartem Kampf mit Stumpf und Stiel aus seinem Herzen gerissen. Denn eine schwere Pflichtenlast hatte sich mit des Vaters Tode auf seine jungen Schultern gewälzt und er hatte nicht daran denken dürfen, sich ein eigenes Glück zu zimmern, so lange er noch für die zu sorgen hatte, die ihm nach menschlicher und göttlicher Satzung die nächsten waren. Nie war er Margarete wieder begegnet, nie war zwischen ihr und ihm ein Brief oder ein Gruß gewechselt worden. Aber vergessen hatte er sie darum wahrlich nicht; ihr liebes, feines Gesichtchen ebenso wenig als den hellen, weichen Klang ihrer Stimme und als den glückseligen Junimorgen mit seinem Verhengeschmetter,

seinem Weilchenduft und seinem festlich frohen Glockenläuten. Oft durchlebte er das Köstliche noch einmal in seinen Träumen, um dann stets mit jenem dumpfen Wehgefühl im Herzen zu erwachen und mit dem nagenden Schmerz der Reue darüber, daß er nicht trotz alledem muthig genug gewesen war, mit dem feindseligen Geschick um sein Glück zu kämpfen. Jetzt hätte er freilich um sie werben können; denn sein Mütterchen war dem Vater nachgefolgt in das jenseitige Land, seine Schwestern waren wohl versorgt und er erwarb in geachteter Lebensstellung mehr als genug, um davon das Feuer am eigenen Heerd zu unterhalten. Aber wie hätte er heute, nach sechs Jahren vor das Mädchen hintreten dürfen, das sein Bild sicherlich längst als das eines Leichtfertigen und Treulosen aus dem Herzen gerissen hatte und das überdies vielleicht seit langem einem andern angehörte. Er wußte ja von Margareten's Schicksal nichts, als daß auch sie seit Jahren ganz verwaist und daß sie in die Welt hinausgegangen war, um sich ihr Brot zu verdienen. Wo hätte er sie suchen sollen und wozu? Er hielt sich ja für viel zu alt zum heiraten. Denn die Jahre der Sorge und der rastlosen Arbeit hatten ihn die Freuden und Wünsche der Jugend all zu frühe verlernen lassen. Wie er heute durch die prangende Venzesherrlichkeit geschritten ist, fast ohne sie zu sehen, so schreitet er auch durch das Leben, in sich gekehrt und einsam, den Kopf allezeit voll ernster Gedanken.

Im Traume aber besucht ihn auch heute inmitten der zerbröckelnden Ruinen das längst entschwundene Glück. Langsam schwebt die liebliche Gestalt heran. Vor einer der Fensteröffnungen, in deren spitzbogigem Rahmen sich das anmuthige Köpfchen ausnimmt wie das Gemälde eines alten frommen Meisters, bleibt sie stehen. Ihre schönen Augen, die noch immer so sanft und klar blicken wie ehemals, sehen ihn lange an und ihre schmale, weiße Hand reicht ihm über das verwitterte Mauerwerk wie damals über die trennende Gartenhecke hinweg einen frischen Weilchenstrauß. Ewald will aufspringen — will mit einem Jubellaut auf sie zueilen, um die duftige Liebesgabe in Empfang zu nehmen. Aber seine Glieder haften wie von eisernen Ketten festgehalten am Boden und seine Zunge ist gelähmt, so daß er trotz allen Bemühens nicht einen einzigen armseligen Laut über die Lippen bringt. Und wie er noch in heller Verzweiflung ringt, sich aus dem schrecklichen Banne zu befreien, ist die lichte Erscheinung wortlos entschwunden — ist er in der grünen Parkwildniß mütterseelenallein wie zuvor. — — — — —

Mit dieser schmerzlichen Empfindung des Verlassenseins fährt er aus seinem kurzen Schlummer auf. Alle Müdigkeit ist von ihm gewichen, und zugleich ist eine seltsame Wandlung in ihm vorgegangen — eine Wandlung, die er selber kaum begreift. Der blaue Himmel dünkt ihn viel klarer und krystallener als vordem; die kleinen Vögel zwitschern viel lieblicher, und die Linden duften so berauschend süß, daß er in tiefen Athemzügen den holden Blütenhauch einsaugt in seine Brust. Der Zauber des Frühlings ist nun doch noch mächtig geworden über ihn; und ihm ist, als hätte sich urplötzlich eine lange verfloßen gewesene Welt reizender Wunder vor seinen Blicken aufgethan. Aber zugleich mit dem Entzücken über die leuchtende Herrlichkeit des Frühsonnertages ist auch ein anderes Empfinden wach geworden in seiner Seele — ein heißes, inbrünstiges Sehnen, wie er es gleich gewaltig kaum je zuvor gefühlt, und eine leidenschaftliche Unrast, die ihn nicht länger zwischen diesen Steintrümmern duldet. Noch einen letzten Blick nur will er über die kleine Kapellenruine hinschweifen lassen. Da — hält ihn denn noch immer ein Traum umfangen oder er eignen sich auch heutzutage noch liebliche Wunder? — da gewahrt er auf der fußbiden Mauer in einer der spitzbogigen Fensteröffnungen einen frischen Weilchenstrauß. Er stürzt darauf zu, er athmet den würzigen Wohlgeruch, er drückt die kühlen weichen Blütenblätter an seine Lippen und ist ganz närrisch vor Freude, ohne doch recht zu wissen, weshalb. Und dann läuft er in den Park hinaus, eiligen Schrittes und aufs Geratewohl wie ein spielender Knabe, der recht wohl weiß, daß sein guter Kamerad sich nur zum Scherz irgendwo

versteckt hat. Vor ihm zwischen Busch und Baum wird es licht. Da schließt eine niedrige Steinmauer den Schloßpark ab gegen das freie Feld, und weithin fliegt der Blick über die gesegnete Ebene mit ihren saftigen Wiesen, ihren hellgrünen Aekern und den sanft geschlängelten Fluß, darin der blaue Himmel sein fleckenloses Spiegelbild beschaut.

Aber wie heiter und anheimelnd auch immer das farbenreiche Landschaftsgemälde sein mag, Doktor Ewald Harzenbusch sieht von allem, was da vor ihm liegt, doch nichts weiter als die schlanke, in sommerlich helles Gewand gekleidete Mädchengestalt, deren feines Köpfchen ein breitrandiger Strohhut beschattet, und die, an die Mauer gelehnt, traumverloren vor sich hinausschaut ins Weite. Ein halbes Duzend Schritte nur, und er ist an ihrer Seite.

„Margarete — Sie? Also ist es gar kein Traum gewesen? Sie waren wirklich bei mir, da drüben in der Ruine? Und diese Veilchen — sie sind von Ihnen?“

Was sollte es der Erglühenden wohl frommen, wenn sie versuchen wollte, es zu leugnen? Als Erzieherin der gräßlichen Kinder gehört sie zu den Bewohnern des Schlosses, und auf einem Spaziergang durch den Park hat sie den Schläfer in den Ruinen gefunden und erkannt. Das Weitere aber — ja, was ist von dem Weiteren noch viel zu erzählen! Die blauen Veilchen duften genau so bezaubernd süß wie ihre Schwestern an jenem Sonntagmorgen vor sechs Jahren. Die Vögel sangen damals nicht lieblicher wie heute; und die Kirchenglocken, die eben mit feierlichen Pulsen einsetzten, um das Ende des Frühgottesdienstes zu verkünden, sie haben nach der Meinung der beiden da an der Mauer genau den nämlichen Klang, wie die des alten Dorfkirchleins. Wie ein warmer Hauch der Liebe geht es über alles Land. Sollen sie allein von ihm unberührt bleiben — sie, die sich in der langen Trennungszeit so oft und so innig nach einander gesehnt?

Für sein gelehrtes Werk hat der Doktor Ewald Harzenbusch aus den Ruinen des alten Cistercienser-Klosters herzlich wenig Nutzen gezogen. Aber er hat darum doch wahrlich nicht bereut, sie aufgesucht zu haben. Denn aus den verwitterten Steintrümmern ist ihm ja an einem sonnigen Frühsummermorgen gar hold und duftig sein Lebensglück erblüht.

(Nachdruck verboten.)

Professor Möller's Strandreise.

Humoristische Skizze von Paul A. Pirstein.

Es war nicht leicht gewesen, den alten Professor Möller zu einer Badereise zu bewegen. Er sträubte sich dagegen mit derselben Zähigkeit, mit der er sonst alten, vergilbten Handschriften nachjagte. Hatte er sie endlich entziffert, dann legte er sie auch meistens gleichgiltig und achselzuckend bei Seite. Der Inhalt hatte ihn nicht interessiert. Wozu war also die ganze Mühe?

Ähnlich so benahm er sich auch jetzt.

Als Ella, des Professors einzige Tochter, anfangs des Sommers zum ersten male davon sprach, reichte er bloß die Augenbrauen in die Höhe und fragte: „Wozu?“

„Aber Papa,“ erwiderte Ella halb gekränkt, „ich bin schon zwanzig Jahre, und bin noch nirgends gewesen! Alle meine Freundinnen haben es besser. Die reisen fast jedes Jahr an die See . . . oder in die Berge!“

Er rückte die Brille zurecht. „Liebes Kind! Erstens ist das Leben lang. Du kannst noch sehr, sehr viel reisen. — Zweitens — See oder Berge . . . ist nicht klar. Du mußt Dich bemühen, Dich präzise auszudrücken!“

„Also schön — gehen wir an die See!“

„Warum nicht in die Berge?“

„Weil der Arzt meint, daß es mir nicht gut thun würde.“

Der Professor schüttelte den Kopf. „Woher weiß der Arzt das? — Das ist eine ganz vage Behauptung von ihm.“

„Aber Papa . . . er sieht doch, wie schwer es mir schon wird, die vier Treppen hier hinaufzuklettern.“

„Schön, es ist zwar kein passender Vergleich, aber meinerwegen. Er soll Recht haben.“

Dann ging er ein paar mal, die Hände auf dem Rücken, durch das Zimmer.

„Du willst also den Sommer am Wasser verbringen,“ begann er darauf wieder. „Da werde ich Dir 'was sagen: Ich habe jetzt gerade Zeit“ — er sah auf die Uhr, — „ich werde hinausfahren und uns an dem langen See ein paar Zimmer miethen. Da haben wir die Stadt in der Nähe, können bei schlechtem Wetter hineinfahren, brauchen nicht erst zu reisen, nicht alle Bequemlichkeit zu entbehren —“

Er hätte ihr die Vorzüge noch eine ganze Zeit lang angepriesen, wenn sie ihn nicht nachdrücklichst unterbrochen hätte.

„Ach, Papa . . . an dem alten, langweiligen Wasser liegt mir nichts! Ich will an die See, wo man sich amüsiren kann, wo man lustige und feingekleidete Menschen trifft — und wo man den Komfort gewiß nicht zu entbehren braucht.“

„Liebes Kind — der See oder die See . . . das ist ganz gleich. Das ist ein Unterschied, den Leute, die nichts arbeiten, willkürlich gemacht haben.“

„O nein! Die See, Papa, ist der Uebergang zu dem gewaltigen Meer, zum Ozean. Der See ist ein langweilig stehendes Wasser. In ihr gehen die Wogen und Wellen viel höher als in ihm.“

„Zugegeben! Aber Ella, so ist es doch bei jedem Pferderennen! Daß ein Pferd schneller läuft, als das andere, weiß jeder vernünftige Mensch, und doch rennen die Leute hin und sehen es sich an. Und nennen ein Vergnügen, was gar keins ist, genau so wie bei der See oder dem See!“ —

Es half aber nichts! Denn als es nicht im guten gehen wollte, da nahm Ella ihre Zuflucht zu den kleinen Dingen des weiblichen Geschlechts und steckte sich hinter den Hausarzt.

Der konnte „es zwar erst nicht mit seinem ärztlichen Gewissen vereinbaren“, doch als dann Ella vor Nerger und innerem Groll bleich und nervös wurde, da regte sich dieses „ärztliche Gewissen“ aufs neue, und die Achseln wie unter großer Verantwortung zusammenziehend, besprach er sich noch einmal mit dem Professor.

„Ja . . .“, sagte er sehr wichtig, „eine bestimmte Krankheit ist nicht da, aber — aber . . . Junge Mädchen in diesem Alter sind unberechenbar. Vielleicht ist's besser — Sie thun ihr den Willen!“

Na — schließlich that der Professor ihr den Willen. Was sollte er auch machen? Zimmer saß sie stumm und abgespannt neben ihm, nie lachte sie mehr, nie streichelte sie ihn, wie früher — Das war doch auch kein Vergnügen!

Ihm fiel es zwar auf, daß sie, kaum als er nachgegeben, auf einmal wieder lebhaft und lustig wurde; doch der Hausarzt schüttelte nochmals bedenklich den Kopf.

„Wer weiß! Bei den jungen Mädchen ist das so. Es kann gut sein . . . es kann aber auch schlecht sein!“

Es bleibt also dabei.

In der Freude ihres Herzens lief Ella gleich von Haus zu Haus, und erzählte es fast der ganzen Stadt.

Auch dem Dr. Bernhards erzählte sie es, als sie ihn bei einer Freundin traf. Er war sehr unbeliebt bei ihrem Vater, weil er einmal die Wichtigkeit eines griechischen Wortes, das der alte Professor mit vieler Mühe in einer vergilbten Schrift entziffert hatte, laut anzuzweifeln gewagt, aber — es war ein so ungeheures Ereigniß, daß Ella die kleinen Zwistigkeiten der Welt vergaß und dem langjährigen Hausfreund und jungen Kollegen ihres Vaters gleichfalls davon Mittheilung machte.

Im Grunde ihres Herzens fand sie ihn nämlich recht nett, und sie begriff gar nicht, wie ihr Vater ihr um so eines dummen Wortes willen einen so angenehmen Gesellschafter rauben konnte, na, aber — alte Herren sind oft recht sonderbar.

Sie fand auch weiter nichts dabei, als er sie nach zwei Tagen nach Reiseziel und Termin fragte; sie sagte es ganz rund heraus.

Und als er ihr dann antwortete, daß er daraufhin wohl ein paar Tage früher reisen und auch das von ihr gewählte Bad besuchen würde — natürlich nur, um ihr nach vorhergegangener Rekonnozirung doppelt dienen und helfen zu können — da war sie sogar entzückt und glaubte, diese Aufmerksamkeit und Liebeshülflichkeit gar nicht annehmen zu können.

Erst später wurde ihr der kleine Verrath offenbar, aber da war Dr. Bernhardi schon über alle Berge, und um nicht von neuem im Hause den Kampf zu entfachen, schwieg Ella lieber still.

Professor Möller reiste also mit seiner Tochter ab. Gegen acht Uhr abends trafen sie an ihrem Ziele ein.

Sie ließen ihr Gepäck an der Bahn und gingen in den Ort hinein, der trotz seines großen Zuspruchs sich von allen Dörfern am meisten den Charakter eines Fischerdorfes bewahrt hat.

Auf ihrer Promenade kam ihnen Dr. Bernhardi entgegen.

Der Professor sah ihn natürlich gleich.

Mergerlich blieb er stehen. Zwischen den buschigen Augenbrauen schwoll bedenklich die Falte des Bornes.

„Ich sag' Dir's ja — ich sag' Dir's ja . . . so ein Ort ist nichts Gutes! Da kann jeder Aebeliebige, jeder . . . Mensch hinreisen! Du siehst ja, was man hier trifft!“

Ella sagte nichts, und Dr. Bernhardi that so, als bemerkte er den Born des alten Herrn nicht, als wäre überhaupt nie seit Bestehen der Welt ein griechisches Wort entziffert worden.

Schon von weitem schwenkte er die helle Strandmütze.

„Ach, ist das nett! So liebe Freunde . . . nein wirklich! Eine schöne Ueberraschung.“

Er schüttelte beiden jovial und freundschaftlich die Hand.

„Haben die Herrschaften schon Wohnung?“ Er machte Miene, sich ihnen bei der ferneren Suche anzuschließen.

Da faßte sich der Professor. „Nein,“ sagte er, „aber wir wollen Sie nicht weiter bemühen, Herr Doktor. Leben Sie wohl, adieu!“

Nun und nimmer hätte er sich in Begleitung dieses Menschen am ersten Tage sehen lassen.

„Schade,“ antwortete Dr. Bernhardi noch. „Ich hätte für die Herrschaften etwas recht Passendes — —“ dann ging auch er seines Weges.

Natürlich fanden sie an dem Abend nichts mehr. Sie kannten den Ort nicht, und ehe sie sich orientirt hatten, war es finster geworden, und sie mußten ins Hotel.

„Na — na . . . was haben wir nun?“ begann der Professor gleich wieder zu nörgeln, als er die übliche kahle Einrichtung der Zimmer besichtigte. „Wäre es nicht besser gewesen . . . an unserm „Langen See“? Da hätten wir in Ruhe uns das Zimmer auswählen, hätten mit unseren Sachen aushelfen können — und nun? Haha . . .!“

„Weiberlaunen!“ knirschte er noch hinterher.

Ella antwortete nichts. Sie trübte sich, daß das auch für ihren Vater Neue am nächsten Tage ihn veröhnen würde, aber sie hatte sich geirrt. Die Wohnung, die Dr. Bernhardi empfohlen, hatten sie genommen — denn wie zufällig hatte der Kommissionär sie dorthin geführt; als sie dann jedoch beide am Strande standen und Ella vor Freude über das lustig bunte Leben, das sich da in Körben, Zelten und im weißen Sande abspielte, in die Hände klatschte, da sagte der Professor wieder ganz trocken:

„Was soll das nun? Ein Haufen erwachsener und gepuhter Menschen, die wie die Kinder im Sande spielen und die Zeit mit Nichtsthun verbringen.“

„Aber der Anblick, Papa, der Anblick ist nett! Und dann — die Menschen müssen sich doch auch erholen.“

„Im Bärm erholt man sich nicht. Dazu gehört die Ruhe und die Freude am einsamen Spazierengehen.“

„O Papa, das kannst Du hier auch“, fiel Ella eifrig ein. „Sieh mal die schönen Wälder da ringsherum!“

„Meinst Du, daß sie dort nicht auch hinkommen? — dann irrst Du, mein Kind!“

„Aber . . . dort hinten am Strand! Da ist kein Mensch.“

„Ja, aber die Sonne! die brennt. Und der Sand ist naß, nie ist man sicher, daß einem eine Welle nicht plötzlich die Schuhe überschwenmt. An unserm „Langen See“ freilich — na ja, da hätte man die unsere Gesundheit untergrabenden „nassen Füße“ nicht zu fürchten gehabt. Aber — na . . .“

Er sprach nicht aus. Er schickte sich wie ein Türke in sein Verhängniß.

Ella gab die Bekehrungen bald auf. Was sie ihrem Vater auch zeigte und erklärte, er fand immer zu Ausstellungen erneuten Anlaß.

Und nun besonders dieser Dr. Bernhardi! Wenn er ihn nur sah, dann stieg ihm schon die Galle. Dann mußte Ella ihm zureden, wie einem kleinen Kinde, sonst hätte er immer wieder die Koffer gepackt und wäre auf der Stelle abgereist.

Und gerade er nahm sich ihrer so an. Er machte sie mit vielen Familien bekannt, führte sie ein in die Lustigkeit, die allmorgendlich zwischen den Strandkörben sich abspielte, begleitete sie auf Réunions, auf Segelpartien und andere Ausflüge, die in Gesellschaft stattfanden, und war ihr Cavalier, soweit es nur ging.

In Gesellschaft anderer duldete ihr Vater das schweren Herzens, wenn er sie beide aber allein sah . . . dann war er eigentlich ein größlicher Störenfried, und die vorwurfsvollen Worte zu Hause waren dagegen noch ein Kinderspiel.

Unausgesprochen blieb darum so manches, was ihnen beiden so deutlich auf der Zunge lag.

Wenn ich Papa nur beschäftigen könnte, aber die Inschriften hier im Ort — sie sind alle so unheimlich leserlich!“ klagte Ella.

Bernhardi nickte. „Ich habe auch schon daran gedacht. Aber was, was?“ Und da die Straße einen Moment fast leer erschien . . . : „Hätten Sie wohl Vertrauen zu mir, Fräulein Ella?“

„Herr Doktor . . .“

Sie wurde dunkelroth wie er.

„Ich meine nur — —“

Störend wie immer tauchte der Professor auf. Sie mußten auseinander.

Ganz schnell konnte Dr. Bernhardi nur noch flüstern:

„Ich wüßte dann Rath — — darf ich?“

Sie nickte. „Ja,“ rief sie kurz, dann lief sie von ihm fort.

Am nächsten Abend brachte der junge Freund ihr einen vergilbten und verschwommenen Zettel, auf dem in großem Maßstabe ungefüge Zeichen prangten. Seine Ränder waren zerfasert, sein Ansehen so, als ob er zum mindesten ausgegraben war.

„Geben Sie das bitte dem Herrn Professor. Vielleicht kann er's entziffern. Sagen Sie ihm bitte, — mir würde es schwer!“

Ella hangte zwar etwas davor, aber schließlich überwand sie sich doch. Es war ja nicht um ihret, auch feinetwegen. So hatte er wenigstens etwas zu thun, was ihm die Langeweile des Strandlebens vertrieb.

Der Professor nahm es mit Stolz entgegen.

„Siehst Du, siehst Du . . . der Besserwiffer!“ rief er aus. „Wo es was gilt, da kommt er schließlich doch zu mir!“

Und mit Eifer stürzte er sich gleich in die Arbeit.

Zum ersten male konnten Ella und der Doktor, ohne Furcht, überrascht zu werden, mit einander sprechen. Weit unten am

Strande war's, wo die Wasser über Tang und Steinen rauschten glänzend im hellsten Sonnenschein, daß einem das Herz wie von selber überging.

Und dazu scholl leise und bewegend die Musik des Kurorchesters herüber, so heimlich, still — —

Sie sprachen nicht viel. Sie reichten sich die Hände und blickten sich lange in die schimmernden Augen — dann fanden sich die Lippen, dann hielten sie sich umschlungen.

„Was wird der Vater sagen?“ fragte Ella auf einmal ängstlich.

Bernhardi lächelte. „Nicht viel — ich hab' ein gutes Mittel!“

Sie sah ihn verwundert an. Dann hing sie ihren Arm in den seinen, und weit hinaus, wo niemand sie beobachten konnte, führten sie ihr junges Glück.

Als sie dann abends, als wäre nichts geschehen, wieder zurückkamen, stürzte ihnen schon von weitem der Professor entgegen.

„Kollege, Kollege — ich hab's! Ganz einfach, gar nicht schwierig, Spiegelschrift, Latein . . . Wohl irgend eine Botschaft, nicht von Werth!“ Er führte ihn in sein Zimmer. „Hier, sehen Sie!“ Er las etwas stockend vor: „Ars amoris . . . optime facitatur . . . in absentia parentium! Das ist alles! Wie gesagt, nicht schwer, aber auch nichts von Bedeutung!“

„O doch, Herr Professor, doch!“ Er übersetzte den Zettel: „Die Kunst der Liebe wird am besten geübt in Abwesenheit der Eltern! . . . Das ist sehr bedeutend, das ist unendlich viel werth!“

„Wieso, wieso?“ Professor Müller sah ihn ganz erstaunt an. „Na, Herr Professor — — sehen Sie mal . . .“

Er wollte eine lange Rede halten; aber Ella ließ es nicht dazu kommen. Sie warf sich ihrem Vater an die Brust.

„Papa, wir haben uns ja verlobt . . .“

„Was, was! Während ich hier arbeitete — oh, das ist unerhört! Der Zettel also — ist auch nur . . . oh!“ Er schlug sich gekränkt an die Stirn.

Da aber legte Ella ganz lieb ihre Hände um seinen Hals.

„Sieh mal, Papa . . . bisher hast Du mich ja immer grad' wie so einen alten Zettel bewahrt und beobachtet, da mußten wir Dir doch einen andern geben! Denn nicht wahr, so vergilben und verblaffen — das soll ich doch nicht!“

Noch ein Weilchen stand der Professor zaudernd. Das griechische Wort, das eine . . . er konnte es nicht vergessen! Aber vor ihm stand seine einzige Tochter, klopfenden Herzens, die Wangen in Erwartung geröthet, und es war ihm auf einmal, als hätte er viel an ihr gut zu machen, die so einsam neben ihm lebte, und immer ohne Klage, immer ohne Vorwurf — —

In plötzlicher Aufwallung schob er sie dem Doktor hin.

„Nehmen Sie sie denn, und halten Sie sie gut — und zweifeln Sie nicht auch an ihr, wie an meinem griechischen Wort . . .“

„Herr Professor . . .“

„Na ja . . . Kommt Kinder . . .“ Die Augen waren ihm feucht. „Ist das nun die Erholung am Strand?! Man ist wirklich . . .“

Er konnte nicht weiter sprechen. Auf einmal hatte er seine Tochter umfaßt und hielt sie lange, lange fest umschlungen — —

(Nachdruck verboten.)

Räthselecke.

Telegraphenräthsel.

Die Striche und Punkte entsprechen den einzelnen Buchstaben der nachstehend in anderer Reihenfolge angegebenen Wörter. Diese Wörter sind so zu ordnen, daß die auf die Punkte fallenden Buchstaben im Zusammenhang ein bekanntes Sprichwort ergeben.

Deck — Leichen — Lücke — Magd — Nägel —
Rest — Schelm — Stunden — Trunk — Wein.

Bilderräthsel.



Pyramide.



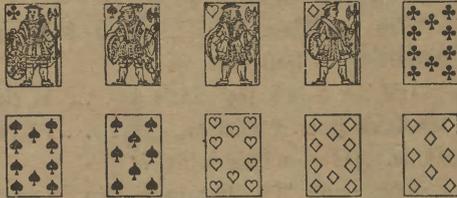
Vokal
Maß
Vogelart
Stadt in Ungarn
Ungarischer Fürst
Militärisches Schauspiel.

Jede Reihe ist aus der vorhergehenden zu bilden durch Hinzufügung eines Buchstabens unter beliebiger Stellung der übrigen Buchstaben.

Skataufgabe.

(a b c d die vier Farben; A K; K K ig; D Dame, Ober; B Bube, Bengel, Unter; V M H die drei Spieler).

M, der Spieler in Mittelhand, behält Wendespiel auf folgende Karte a, b, c, dB, a10, b10, 8, c10, d10, 8.



Er wendet aA, findet noch cA, und hat, nachdem er b10 und d10 gedrückt, eine anscheinend großartige Karte. Trotzdem wird das Spiel verloren. Die Gegner kommen auf 61. Wie saßen die Karten? Wie ging das Spiel?

Auflösung des Bilderräthfels.

Neujahrswünsche.

Auflösung des Räthfels.

Neujahr.

Auflösung des 1. Worträthfels.

Hammerfest.

Auflösung des 2. Worträthfels.

Grausame (gran, Same).

Auflösung des Zahlenräthfels.

Belgien. (Beil, Engel, Liebe, Gelb, Igel, Elbe, Nebel).

Auflösung des Silberräthfels.

Ladendieb, Odyssee, Nasenbär, Daniel, Osterei, Neunaugen. (Die Anfangsbuchstaben: London; die Endbuchstaben: Berlin).

Auflösung der Skataufgabe.

Kartenvertheilung:

B. cA, 9, 8, 7; d10, K, D, 8, 8, 7.
M. a, b, c, dB, a10, K, 8, 7; c10; dA.
S. aA, D, 9; bA, 10, K, D, 9, 8, 7.
Skat: cK, D.

Spiel:

1. B. cA, c10, bA, (-32)
 2. B. d9, dA b7.
 3. M. aK, aA, d10, (-25)
 4. S. bK, c7, dB.
 5. M. a10, a9, c8, Der Spieler giebt noch einen Stich ab: a7, aD, dK (-7), womit die Gegner 64 haben. Bei a-Handspiel genügten die beiden Stiche:
 1. B. cA, c10, bA (-32)
 2. B. d10, dA, aA (-32)
- Natürlich muß gleich d10 vorgefetzt werden; da der Spieler c10 blank hatte, würde er das Handspiel schwerlich gewagt haben ohne ein K in der Nebenfarbe; das aber konnte nur dA sein.

Richtige Lösungen gingen ein von: Gustav, Oskar und Arno Schneider, Stanislaus Musielewicz, Billy Neumann, Hermann Müller, Anna und Martha Klamm, Hans Kühl, Erich Gabler Bromberg.